

GLOBUS

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Dreiundneunzigster Band



Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1908

belanglos bleibt. Man verlacht seinen Fluch mit den Worten: „Der Regen plätschert aufs Dach und der Hausherr schläft derweile.“ Schwer wiegt der Fluch eines Familiengliedes und Geschlechtsgenossen, und als stets todbringend gilt er von Vater und Mutter. Nach dieser verschiedenen Einschätzung richtet sich auch das Verhalten des Verfluchten. Verwünschungen durch gleichgestellte Nichtverwandte werden im ordentlichen Prozeß vor dem Häuptling oder durch gütlichen Vergleich beseitigt. Wer von einem Höhergestellten verflucht wurde, wird ihn unter Darbietung einer Ziege oder einer fetten Kuh um Zurücknahme und Entsühnung bitten, und wenn sich zwei gegenseitig verfluchen, ist es immer an dem Ärmeren und Niedrigerstehenden, die Bitte um Versöhnung auszusprechen.

Die Entsühnung eines Fluches ist ein besonderer Brauch und heißt: „Das Ergreifen des Bitterklees“. Zuerst nimmt der Größere von beiden Blätter des Bitterklees, zerreibt sie in den flachen Händen und bestreicht damit sein Gesicht. Dann reicht er diese zerriebenen Blätter dem anderen, der sie wiederum zwischen den Händen reibt und dann auch über sein Gesicht damit streicht. Dabei spricht jeder zu dem anderen: „Das, was ich redete, soll dich nicht plagen. Wir wollen bleiben,

wie wir waren, Gott erhalte uns. Wir reinigen uns heute.“ Die Verfluchung durch Vater und Mutter bedarf einer weitergehenden Entsühnung durch Darbringung eines Opfers. Wird eine Ziege zur Entsühnung geopfert, so springt der Vater, der den Fluch aussprach, über das am Boden gefesselt liegende Tier hinweg und opfert es dann, indem er ihm viermal zwischen die Hörner spuckt und dazu betet: „Nimm diese Ziege hin, höre nicht auf das, was ich geredet habe, sondern richte ihn — meinen Sohn — ein wenig auf, wie Rauch vom Bier oder Tabak.“ Nach dem Opfer setzt er dann seinem Sohne und sich einen aus der Kopfhaut des Opfertieres geschnittenen Fellring auf den Finger, legt acht kleine Opferfleischstückchen auf einem Bananenblatte für die Geister aus, und dann feiern sie mit den anderen Teilnehmern den Opferschmaus.

Selbstverwünschungen werden als Schwur und Bezeugung gebraucht, z. B. *nšidirifo, šife fireñ*: ich habe es nicht; möge ich sterben im Kriege! (wenn ichs doch haben sollte). So werden als Schwur viele der aufgeführten Fluchwünsche gebraucht, wie: Gott möge mich hassen, die Stirn des Häuptlings soll mich zerbrechen usw., usw.

Einige Bemerkungen zu der Forschungsreise des Dr. H. Rice in den Gebieten zwischen Guaviare und Caquetá-Yapurá¹⁾.

Von Dr. Theodor Koch-Grünberg.

Am 30. Oktober 1904 erreichte ich den großen Uaruá-Lago (Lago d'Espelho, Spiegelsee²⁾ auf der rechten Seite des oberen Uaupés. Er liegt nahe dem 71. Grad westl. Länge, zehn Tagereisen oberhalb des Kataraktes der Yuruparý-Cachoeira, des fernsten von Stradelli 1891 erreichten Punktes.

Die Situation dieser Flußstrecke stellt sich folgendermaßen dar. Eine kurze Biegung oberhalb des Yuruparý-Falles verbreitert und verflacht sich der Uaupés so sehr, daß man ihn bei niedrigem Wasserstande durchschreiten kann, und bildet die harmlose Pacarão- oder Yuí-Cachoeira (Froschschnelle). Von da an bis zum Uaruá-Lago er träge mit weißlichem, an manchen Stellen fast stagnierendem Wasser dahin, bald in unendlich langen geraden Strecken, bald in unglaublich verdrehten Windungen, die bisweilen in sich selbst zurückzukehren scheinen. Er enthält nur wenige Inseln. Beide Ufer tragen Hochwald oder Catinga (niederen lichten Wald). Außer zahllosen kleinen Rinnsalen nimmt der Uaupés auf dieser Strecke an ansehnlicheren Zuflüssen auf, von rechts: den Aráruá-igarapé und den kleineren Matapý-igarapé, von links: den Carurú-igarapé, den Abacáte-paraná und den Uaracú-igarapé. Sämtliche Zuflüsse führen schwarzes (dunkelbraunes, klares) Wasser, das beim Stehen, im Gegensatz zu dem weißlichen Wasser des Hauptstromes, keinen Satz absondert und von den Indianern als gesund bezeichnet wird. Auf beiden Seiten steht der Fluß mit einer Anzahl von Seen in Verbindung, unter denen der Widi-Lago und der Uaruá-Lago zur Rechten die bedeutendsten sind. Beim Uaruá-Lago hat der Uaupés noch eine Breite von 70 m und eine Tiefe von 10 m an allen Stellen.

Auf dieser ganzen Strecke gibt es keine selbsthaften Indianer, wohl aber fand ich zwei offenbar aus Furcht vor den colombianischen Kautschuksammlern verlassene Malokas (Indianerhäuser) auf dem linken Ufer. Auch sind die Lebensbedingungen zu ungünstig, da die beiden meist niedrigen Ufer vielfach der Überschwemmung bei Hochwasser ausgesetzt sind und sich daher zum Anbau nicht eignen. Kurz unterhalb des Uaruá-Lago traf ich auf dem hohen linken Ufer eine Baracke colombianischer Kautschuksammler.

Über die Verbindungswege zwischen Alto Uaupés einerseits und Apaporis bzw. Guaviare andererseits erfuhr ich von den Bewohnern der dortigen Gegenden, den sogenannten Umáua oder Hianákoto, wie sie sich selbst nennen, einem reinen Karibienstamm, und von den Kautschuksammlern selbst manche Einzelheiten:

Eine knappe Tagereise von der Colombianerbaracke Uaupés aufwärts führe ein Indianerpfad in vier Tagen südwärts zum Jarý, einem Zufluß des Macáya, der wiederum einen großen linken Nebenfluß oder Quellarm des oberen Apaporis oder Ajajo³⁾ (Aháho, Aháhu) bildet, wie ihn die Umáua und nach ihnen die Colombianer nennen. Dieser „kleine Jarý“, wie ihn mir die Indianer auch bezeichneten, ist nicht zu verwechseln mit dem „großen Jarý“, der nahe dem 73. Grad westlicher Länge von links in den Caquetá-Yapurá mündet. Den „kleinen Jarý“ müsse man vier Tage abwärts fahren, um zum Macáya und in das Land der Umáua zu gelangen.

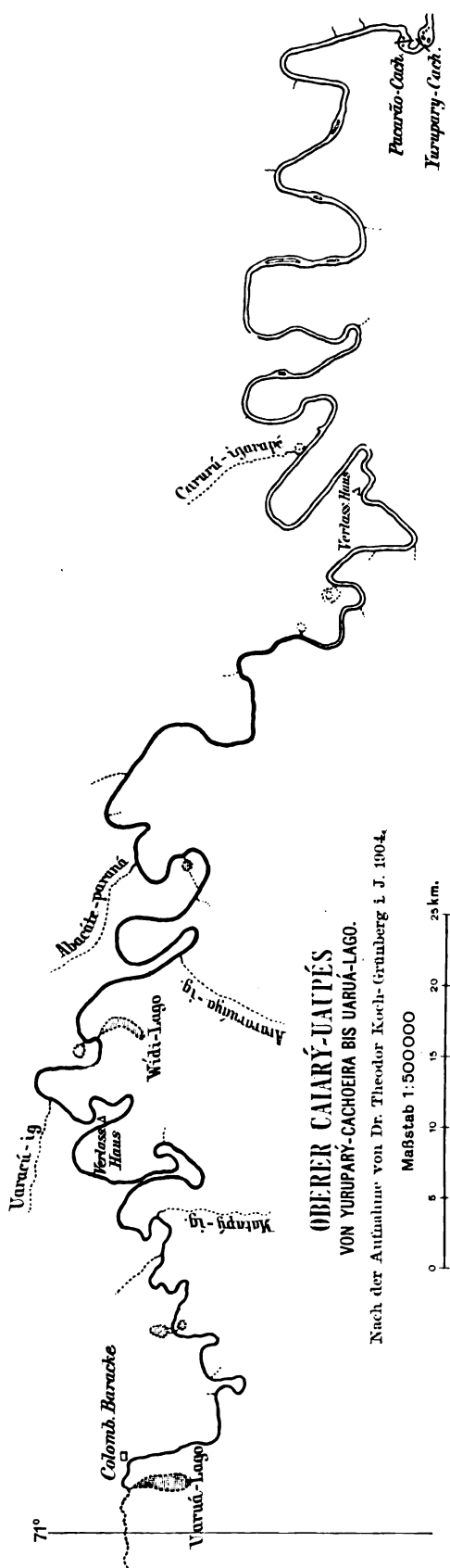
Drei Tagereisen oberhalb der Baracke empfängt der Uaupés von rechts den ansehnlichen Zufluß Hirisa, an dessen Mündung 1904 eine zweite Cauchero-Baracke lag. Von hier aus fahren die Colombianer drei Tage Hirisa aufwärts und gehen dann zwei Tage über Land bis Corinto, dem Haupthafen der Kautschuksammler am Macáya, nicht weit von der Vereinigung dieses Flusses

¹⁾ Vgl. The Geographical Journal, Bd. 31 (London 1908), Nr. 3, S. 307 ff. und Globus, Bd. 93 (Braunschweig 1908), Nr. 14, S. 226.

²⁾ „uaruá“ bedeutet in der Lingoa geral: Spiegel.

³⁾ Spanisch „j“.

scheinlich sämtlich zum Uaupés. Es kann sich dabei nur um die beiden größeren Quellarme des Uaupés, Abélemi und Anari, und ihre Zuflüsse handeln. Den süd-



lichsten Punkt der Riceschen Route dürfen wir an den Macáya verlegen, den großen linken Nebenfluß oder Quellarm des Apaporis.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Quellgebiet des Uaupés von einigen Brasilianern besucht, die aber über ihre Beobachtungen nur vage Nachrichten hinterließen. Im Jahre 1854 fuhr Jesuino Cordeiro einen Quellfluß aufwärts, angeblich bis zu seinem Ursprung aus dem Uaruá-Lago (Lago d'Espelho) am Fuß der Serra Camareta, eines Gebirgszuges von ungefähr 300 m Höhe. Dieser Punkt soll 15 bis 20 Tage-reisen im Ruderboot von Yurupary-Cachoeira entfernt sein. Falls diese Angaben richtig sind, müßte es noch einen zweiten „Spiegelsee“ weiter westlich geben. Ein anderer Quellfluß des Uaupés soll nach brasilianischen Berichten mit dem Unilla oder Unilla kommunizieren, einem an der Ostkordillere entspringenden Fließchen, das auf den Karten (auch auf Stiellers Handatlas, Nr. 95) als ein Quellarm des Guaviare angegeben wird⁷⁾.

Rice verzeichnet nun unter den Fließchen, die er passierte, einen Unilla, den er für den nördlichen Quellarm des Uaupés hält. Diesen Unilla braucht man nicht mit dem Unilla-Guaviare zu identifizieren, wie es Oberst Church in der Mitteilung von Rices Brief tut. Es handelt sich hier vielleicht um denselben Namen für zwei verschiedene Fließchen. Die colombianischen Kautschuksammler, die erst vor wenigen Jahren in diese bis dahin unbekanntenen Gegenden eingedrungen sind, gaben den Fließchen, die sie dort vorfanden, willkürlich Namen. So kann es gekommen sein, daß sie ein Fließchen nach dem ihnen von ihrer Heimat her bekannten, an der Ostkordillere entspringenden Unilla benannten.

Rices Annahme, daß der Uaupés nicht in der Ostkordillere entspringt, sondern an der südwärts verlaufenden Bodenschwelle, die für den Westrand des alten Amazonasmeeres gehalten wird, hat viel für sich. Oberhalb der Zuflüsse Hirisa und Maháya, die dem Uaupés eine ansehnliche Wassermenge zuführen, verteilt sich sein Volumen auf zwei gleichgroße Quellarme. Daher kann der aus Westen kommende Anari, auch wenn er nicht in solchen korkzieherartigen Windungen dahinströmt, wie die von mir befahrene Strecke zwischen Yurupary-Cachoeira und Uaruá-Lago, nicht mehr so viel Wasser haben, daß er sich über vier Breitengrade ausdehnen könnte.

Was nun die Indianerstämme betrifft, die Rice erwähnt, so sind die Carijona (so muß es heißen; „Carigona“ ist wohl nur ein Versehen) identisch mit den Carijona, die Crevaux an den Ufern des Caquetá-Yapurá traf, und mit meinen Umáua. Wie ich in meiner Abhandlung „Die Hianákoto-Uamáua (Anthropos, Bd. III [1908], S. 83 ff.) S. 86 auseinandergesetzt habe, ist „Carijona“ gar kein Stammesname, sondern heißt in diesen Karaibensprachen: „Menschen“, „Leute“. Deshalb werden alle diese Karaibenstämme, die das ganze gewaltige Gebiet zwischen Alto Uaupés und Alto Yapurá besetzt halten, von den Colombianern mit dem Gesamtnamen „Carijona“ bezeichnet. „Umáua“ (Kröten) aber ist ursprünglich ein Spottname, mit dem die benachbarten Stämme der Betoya-Gruppe die Gesamtheit dieser Karaiben benannten. Die Umáua selbst unterscheiden unter sich einzelne Horden mit besonderen Namen, wie Hianákoto, Tsahátsaha u. a. Nichts zu tun haben die heutigen Umáua mit den sagenhaften Omagua, die die Conquistadoren in diesen Gegenden trafen, und die anscheinend eine höhere Kultur besaßen. Gewisse, besonders auch sprachliche Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß die Umáua

⁷⁾ Vgl. H. Coudreau: La France Équinoxiale (Paris 1887), Bd. II, S. 165 bis 166, und Atlas, Pl. IV: Sources du Rio Uaupés. — Außerdem: Archivo do Amazonas (Manáos 1906 bis 1907), Bd. I, S. 25 bis 26, 60, 69.

erst verhältnismäßig spät aus Nordosten in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind.

Statt „Huilote“ muß es offenbar heißen: Huitote, Uitote, Uitoto. Mit diesem Namen, der in der Sprache der Carijona-Umáua „Feind“ bedeutet, bezeichnen diese Karaißen die westlich von ihnen, besonders zwischen Yapurá-Caquetá und Içá-Putumáyo lebenden, ihnen feindlichen, angeblich anthropophagen Stämme, die auf ziemlich niedriger Kulturstufe zu stehen scheinen. Viele von ihnen arbeiten schon als Kautschuksammler für die Colombianer und Peruaner. Es ist eine starke Völkermasse, von den Colombianern auf mindestens 20 000 Seelen geschätzt, die in eine Menge Horden mit zum Teil stark abweichenden Dialekten zerfallen und eine eigene Sprachgruppe, von mir Uitóto-Gruppe genannt, bilden. Das erste sprachliche Material aus dieser Gruppe, deren Glieder bisher irrtümlich zur Karaißengruppe ge-

rechnet wurden, habe ich mitgebracht und in Band III (1906) des „Journal de la Société des Américanistes de Paris“ (S. 157 bis 189) unter dem Titel „Les Indiens Ouitotos. Étude linguistique“ veröffentlicht.

Die „Anagua“ Rices brauchen nicht mit den Omagua, wie Oberst Church meint, und folglich auch nicht mit meinen Umáua identisch zu sein. Vielleicht sind es die Enagua, die auf colombianischen Karten südlich vom Guaviare angegeben werden, und deren sprachliche Zugehörigkeit unsicher ist.

Als Bewohner der Savanen zwischen dem Quellgebiet des Uaupés und dem Guaviare nannten mir die Umáua die Uaíua, die ich mit den Guahibo, dem großen Stamm am Vichada und Meta, identifizieren möchte.

Auf weitere Ergebnisse der Forschungen Rices müssen wir gespannt sein.

Der chinesische Küchengott.

Über eine der wichtigsten Gottheiten der Chinesen, die unter der Bezeichnung als Küchengott oder Herdfürst (Tsau-Tyun) den Religionsforschern bekannt ist und seit den ältesten Zeiten bis heute im chinesischen Volks- und Familienleben einen höchst bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, teilt im „Archiv für Religionswissenschaft“ Missionar Nagel in Lilong einige interessante Angaben mit.

Der „Küchengott“ gehörte der chinesischen Mythologie sicher schon vor der Einführung des Buddhismus in China, also vor dem Jahre 67 nach Christus an; über die Art und Weise dagegen, wie er überhaupt in die chinesische Religion gekommen ist, und wie er darin seinen hohen Platz erlangt hat, gehen die Ansichten und Zeugnisse sehr auseinander. Nach dem „Buch der Riten“ und sonstigen chinesischen Religionsquellen war der Küchengott der Sohn des mythischen Kaisers Tschan-Hyuh (etwa 2513 bis 2435 vor Chr.), namens Li, der der Aufseher über das Opferfeuer war und nach seinem Tode als „Flammenkaiser“ oder „göttliche Flamme“ verehrt wurde. Nach noch anderen Zeugnissen führt der Küchengott den Namen „Ki“ (= Haarflechte), ist in helles Rot von der Farbe des Feuers gekleidet und anzusehen wie eine hübsche, liebliche Jungfrau. Diese Bemerkung gibt vielleicht insofern einen Schlüssel für die Herkunft der Gottheit ab, als mehrfach in der chinesischen Mythologie die Geister des Feuers in Gestalt weiblicher Wesen erscheinen; sie waren vielleicht ursprünglich nichts anderes als die zu Geistern erhobenen Frauen, die am Feuer des Herdes, dem Mittelpunkt des häuslichen Lebens, schalteten und es pflegten.

Die buddhistische Überlieferung hat die Herkunft des Küchengottes, den sie aus der alten chinesischen Volksreligion übernahm, mit vielen phantastischen und teilweise niedrigen Zügen ausgeschmückt. Eine sehr verbreitete Erzählung sagt, daß einst ein armer Mann gewesen sei, der sich verheiratete und schnell reich wurde, darauf aber die Frau als zu gering verstieß. Diese wanderte nun heimatlos umher, bis sie in einer einsamen Hütte einen alten Mann fand, den ihr trauriges Geschick so rührte, daß er sie alsbald heiratete. Auch dieser Mann wurde nun sehr reich und konnte sich ein großes, schönes Haus bauen. Plötzlich kam nun, gerade als man den Herd setzen wollte, ein Bettler herein, in dem die Frau mit Schrecken ihren ersten Mann erkannte. Sie wollte ihn beschenken, da erkannte aber auch er seine erste Frau wieder und verbarg sich furchterfüllt im Herde, in dem er seitdem als Herd- oder Küchengott seinen Wohnsitz hat.

Am Herde oder in dessen unmittelbarer Nähe ist denn auch der Ort seiner Verehrung und zwar zumeist auf dessen

östlicher Seite als dem Ehrenplatz. Mitunter wird der Sitz des Gottes nur durch einen roten oder gelben Streifen Papier bezeichnet, der mit der Aufschrift: „Herdfürst, Herr des Lebens der Familie“ usw. an den Herd angeklebt wird; häufig trägt das Papier auch das Bild des Gottes, oder es wird eine hölzerne, steinerne oder metallene Darstellung desselben in eine Nische des Herdes gestollt.

Einen solchen hervorragenden Platz im Hause darf der Küchengott auch mit Recht beanspruchen, denn er leistet der Familie die denkbar wichtigsten Dienste; er ist nämlich der Vermittler zwischen der Familie und Gott, vor dem er alljährlich einmal bei der Generalaudienz am Ende des Jahres, außerdem aber auch am Ende jeden Monats in Privataudienz erscheint, um ihm von den guten wie von den bösen Taten der Familie zu berichten. Diese Rolle ist für die Familie darum so wichtig, weil die Sünden Not und Unglück sowie eine je nach ihrer Schwere abgestufte Verkürzung, die guten Taten aber Glück und Segen sowie eine entsprechende Verlängerung des Lebens der Familienmitglieder zur Folge haben. Dieser seiner Wichtigkeit entsprechend wird der Küchengott an zahlreichen Tagen des Jahres in besonderer Weise geehrt, so am 1. und 15. Tag jeden Monats, am 3. Tage des 8. Monats, wo er seinen Geburtstag feiert, sowie an vielen anderen Tagen, die teils allgemein festgesetzt sind, teils von jeder Familie besonders zu seiner Verehrung bestimmt werden; an solchen Tagen betet jeder Familienvorstand mit den Seinigen, vom Kaiser bis zum Geringsten im Volke, den Küchengott an und bringt ihm Opfer dar, die in Kerzen und Weihrauch, Wein, Konfekt, Früchten, Fleisch, Geld, Tieropfern, Abbrannen von Feuerwerkskörpern usw. bestehen. Nach den hiermit verbundenen Handlungen wird das Bild des Gottes nebst einigen Papierpferden, -wagen, -dienern usw. auf ein Stroh Bündel gesetzt und verbrannt, damit er so in den Himmel emporsteige und dem obersten Richter seinen Bericht erstatten kann. Kaum ist es nötig zu bemerken, daß man auch vor bevorstehenden wichtigen Ereignissen in der Familie oder nach dem Eintritt von solchen die Gunst des Küchengottes durch besondere Opfer zu gewinnen sucht, und daß jede Unehrebarkeit gegen sein Bild oder gegen den Herd, in dem er wohnt, streng bestraft wird.

Was die religionsgeschichtliche Stellung dieser Gottheit anbetrifft, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie in Beziehung zu „Agni“, dem Feuergott oder der Opferflamme der alten Vedenreligion, steht, der dort in der Tat eine ganz ähnliche Rolle als Gott des Herd- und Altarfeuers, wie auch als Beschützer des Hauses und als Vermittler zwischen Göttern und Menschen spielt und der im „Küchengott“ die dem chinesischen Geiste entsprechende Gestalt angenommen haben dürfte.

Bücherschau.

Karl Steinmetz, Von der Adria zum Schwarzen Drin. 78 S. mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Heft 6.) Sarajevo, Daniel A. Kajon, 1908.

Dieses neue Heft der nützlichen und ihren Namen „Zur Kunde der Balkanhalbinsel“ sehr wohl verdienenden Schriften-sammlung enthält die Schilderung einer Reise, die der Ver-

fasser im August 1905 von Skutari aus in einem recht mangelhaft bekannten Teile Albaniens ausgeführt hat. Sie betrifft die Landschaften Malcija Lešit, Bkasi, Matja, Ksela, Lurja und Selita, d. h. die Gegenden an den Quellflüssen des Mati bis in die Nähe des Schwarzen Drin. In topographischer Beziehung ergab die Reise viele Berichtigungen und Ergän-